

Gedächtnis und Vermächtnis

Persönliche Erinnerungen an 25 Jahre AGCK in der DDR

VON ADOLF POHL

Wer etwas von der Gegenwart haben will, muß bei der Vergangenheit anfangen, lag in ihr doch nicht nur Vergangenes, sondern auch Bleibendes und gegenwärtig Weiterwirkendes. Darum lohnt sich Gedenken.

Meine Erinnerungen an Sitzungen der AGCK in der DDR reichen bis in die Zeit zurück, als es sie noch gar nicht gab, nämlich bis in das Jahr 1963. Der Kreis verstand sich damals noch als *Regionalgruppe Ost* der gesamtdeutschen ACK. An den Sitzungen nahmen auch möglichst mehrere Brüder aus dem Westen teil, um auf diese Weise das Bild zu wahren, aber gewiß auch aus Verbundenheit und unter persönlichen Opfern. Diese älteren Herren, die ja nicht wie wir gegen die brüske Behandlung bei der Grenzkontrolle abgehärtet waren, taten mir immer leid. Der Ökumenische Studiausschuß kam sogar einige Jahre regelmäßig im östlichen Berlin zusammen, um gesamtdeutsch zu tagen. Erst im April 1970, also neun Jahre nach der Mauer, konstituierte sich die „Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in der DDR“ (AGCK). An irgendeine Feierlichkeit, überhaupt an einen spürbaren Einschnitt kann ich mich nicht erinnern. Ich nahm das Gründungsdatum erst so recht zur Kenntnis, als das fünfzehnjährige Jubiläum fällig wurde. Was habe ich da verdrängt? Der organisatorische Schnitt, ein Tribut an die politische Situation, war keine Spaltung und keine Schuld, wurde aber umspielt von zwiespältigen Gefühlen.

Um einen Rahmen für das folgende zu schaffen, darf ich zunächst die Vorsitzenden aufzählen. Den Anfang machte Bischof Johannes Jänicke aus Magdeburg. Ihm folgte Kirchenpräsident Müller aus Dessau, ab 1971 leitete der methodistische Superintendent Tröger und ab 1976 Bischof Gienke aus Greifswald. Im Jahre 1981 wurde Kirchenpräsident Natho aus Dessau in das Amt gewählt. Dann waren da die jeweiligen Geschäftsführer als die Knechte dieser Knechte Gottes. Sie trugen für sie die Akten herein und auch wieder hinaus, halfen ihrem Gedächtnis nach, stimmten die Choräle an, verteilten Material und referierten kenntnisreich über alles, was gewünscht wurde. Zwischendurch schauten sie umher und zählten die Häupter ihrer Lieben und dann die Essenmarken in ihrer Hand. Bis 1964 tat das Oberkirchenrat

Schmitt, dann sechzehn Jahre Oberkirchenrat Pabst. Er diente vier Vorsitzenden. Ihm folgte für einen Übergang Pastorin Herrbruck, bis ab 1981 der methodistische Pastor Martin Lange den Dienst übernahm.

Tragfähige Bruderschaft

Wir hatten unter uns Frieden, aber nicht Friedhofsfrieden. So langweilig war es nicht. Zweimal wurde ein Vorsitzender erregt attackiert. Der eine war Bischof Jänicke. Ich kann mich noch genau an die Situation im Haus der Berliner Mission am Königstor erinnern, wo wir damals unseren Stammsitz hatten. Der Bischof besaß eine starke Ausstrahlung. Nun tobte in den sechziger Jahren die Schlacht um Bultmann. Als dieses Thema in einer Sitzung zur Sprache kam, wollte Bruder Jänicke es einfach wegstrahlen, etwa in dem Sinn: Ich verstehe die ganze Aufregung nicht. Der Herr der Kirche ist schon mit ganz anderen Dingen fertig geworden. Auch dies Wölkchen geht über! Da erscholl vom Tische her ein Einspruch: Das sei ja schön abgeklärt gesprochen, aber genüge nicht. So könne man über die Not in den Gemeinden nicht hinweggehen. Ähnliches widerfuhr Bischof Gienke. Er sprach über die Wehrdienstverweigerung etwas norddeutsch-gleichmütig. Die Entscheidung Waffendienst oder Wehrdienstverweigerung sei jedem einzelnen überlassen, für die Kirche seien beide Positionen gleichberechtigt. Nein! fuhr einer aus unserer Mitte dazwischen, so indifferent könne die Kirche sich heute nicht mehr zu diesen Fragen stellen. Es bedürfe einer eindeutigen Option für den Friedensdienst.

Das waren nur zwei Beispiele. Aber solche Erregung erregte unsere Gemeinschaft nicht wirklich. Es blieb kein Pulverdampf zurück, nicht einmal der Eindruck von Peinlichkeit. Derartige Vorgänge ordneten sich als normal ein. In diesem Kreis mußte niemand um der Gemeinschaft willen sich selbst zum Verschwinden bringen. Ich erinnere mich an Gespräche restloser Offenheit in theologischen Fragen. Einer gab dem anderen zu verstehen, wie sehr er ihn befremdet oder verwundet. „Ich verstehe nicht, warum wir dann hier überhaupt noch zusammen sind!“ rief einmal Kirchenpräsident Müller dazwischen. Man lernte, mehr zu verstehen. In tragfähiger Bruderschaft wurde Schweranhörbares zugemutet und angehört. „Einheit“ wurde nicht zur drohenden Keule. Man drängte nicht, wie so oft in der Kirchengeschichte, mit Gewalt auf einvernehmliche Lösungen, die die Einheit gerade verletzen.

Wir traten damals als zweite Generation in dieses Werk ein. Wir haben es nicht gegründet, sondern geerbt. Was haben die Gründungsväter vom 10. März 1948 uns vermacht?

Der Motor beim Zustandekommen dieser Sache, nicht nur der Vorsitzende für die ersten dreizehn Jahre, war Martin Niemöller. Diese Persönlichkeit war ein Programm. Ich erlebte Martin Niemöllers Mitwirkung in der denkwürdigen Nyborg-Konferenz, die sich aus Gründen der Brüderlichkeit zwischen Ost und West sogar auf ein Schiff verfrachtete (5. bis 9. Oktober 1964: Konstituierung der KEK als Organisation). Dieser Mann war kein richtiger Pfarrer, auch kein richtiger Kirchenpräsident oder so etwas. Trotz seiner Herkunft und Vorgeschichte wirkte er ausgesprochen zivil, von Amt, Tradition und Konvention nicht eingefangen. Natürlich hatte es sich auch bis zu mir herumgesprochen, wie schockierend und unbequem er sein konnte. Aber zuerst und zuletzt war er Bruder. Selbstverständlich können Pfarrer und Kirchenpräsidenten auch Brüder sein, man verstehe mich bitte nicht falsch, aber bei Niemöller verschlang das Brudersein das andere, er war nicht ein Auch-Bruder.

Auf solch einen Bruder wartete offenbar das Projekt ACK. Schon früher hatte es ein Gebilde mit dem gleichen Namen gegeben, gegründet 1922 in Wittenberg. Damals schlossen sich zwanzig lutherische, sechs unierte und zwei reformierte Landeskirchen an, dazu die Brüdergemeinde. Mehr gelang nicht, obwohl es doch so schön hieß: „Arbeitsgemeinschaft *der* Christlichen Kirchen in Deutschland“. Dann mußten unsere Väter durch den Ofen des Kirchenkampfes und des Zweiten Weltkriegs, Martin Niemöller durch acht Jahre KZ-Haft. Nun waren sie so weit, nicht mehr vor unvermeidlichen Befremdungen beim Zusammenleben verschiedener Traditionen zurückzuschrecken, auch nicht mehr in Größenordnungen zu denken. Sie blickten auf das Elementare: „Einer ist euer Meister, Christus, ihr aber seid alle Brüder.“

Dieses Programm haben wir als Daueraufgabe geerbt: auf die elementare Gemeinschaft zu blicken, die zwar vielfach gekreuzigt wird, aber immer wieder aufersteht. Einer der damaligen Staatssekretäre für Kirchenfragen sagte einmal, die Arbeitsgemeinschaft sei „wichtig für die Herstellung der Gleichberechtigung der Kirchen in der DDR“ (Klaus Gysi, 1985). So sieht das von außen aus, und in der Tat handelt es sich bei Gleichberechtigung um ein hohes Gut. Aber was ist schon unser bißchen eigenes Recht gegen das Recht, das der Herr Jesus Christus unter uns hat und das er auch endlich bekommen soll.

Es wurde schon erwähnt, daß der Einheitsimpuls älter ist als diese Gründung. Es gibt ihn nicht erst seit 1922, auch nicht erst seit dem 19. Jahrhundert. Es gibt ihn, solange es Spaltungen gibt, also schon seit der Reformation, seit den Kirchenvätern, ja seit dem Neuen Testament. Aber solch eine erklärte Gemeinschaft mit offiziellen Delegierten in deutschen Landen gibt es, soweit ich sehe, erst seit unsern Lebzeiten. Ein hohes Erbe! Mögen wir nie darüber einschlafen.

Zur DDR-Spezifik

Der SED-Staat hat nach seinem Abtritt noch einmal aufsehenerregend gehandelt, sozusagen posthum. In Form seiner Stasi-Akten enthüllte er seine ganze eigene Niedertracht. 1992 entdeckte ich in der Veröffentlichung von Gerhard Besier (Pfarrer, Christen, Katholiken – Das Ministerium für Staatssicherheit und die Kirchen), daß auch ein stiller, väterlicher Mann aus unserer Mitte ein IM war. Diese Information stört seitdem meine Erinnerungen an das Folgende, das sonst als ein Stück bewährter Gemeinschaft vor mir steht.

Jede Sitzung kannte den Tagesordnungspunkt „Berichte aus den Kirchen“, der nicht zuletzt auch über Erfahrungen mit staatlichen Stellen informierte und der Abstimmung untereinander diente, um nicht gegeneinander ausgespielt werden zu können. Dort erfuhr man z.B. auch etwas über die Art des Vorgehens der Polizei gegen Jugendrüstzeiten, über Benachteiligung junger Christen auf Schulen und Universität und in der Armee, über Affären mit der Pressezensur und Erfahrungen mit Reisegenehmigungen, kirchlicher Bautätigkeit und Westbesuchern. In diesem ganzen Bereich segelten die Freikirchen im Windschatten der Landeskirchen. Diese standen in einer Tradition, die sie seit Jahrhunderten einübte, öffentliche Verantwortung wahrzunehmen und sich hören zu lassen. Und ihre Bischöfe wurden auch gehört, wenigstens ganz anders und in ganz anderen Etagen der Nomenklaturkader als ein freikirchlicher Prediger. Vor allem war mit Händen zu greifen, wie ihnen die Erfahrungen der Bekennenden Kirche in der Hitlerzeit zugute kamen. Schon die Nennung des Namens „Dietrich Bonhoeffer“ schuf auf allen Seiten Respekt. So haben die Bischöfe auch stellvertretend für die Freikirchen diese überaus schwierigen Verhandlungen geführt, manchmal unter persönlicher Bedrohung und unter schwerer Zerreißprobe. Ich stand durchweg unter dem Eindruck, daß hier nicht nur Können und Erfahrung, sondern auch Glaube und Gebet den Weg bestimmten. Sie mühten sich, unter Verzicht auf verletzende und entehrende Töne auch

unbequeme Wahrheiten auszusprechen, Gerechtigkeit, Ehrlichkeit und Menschenrechte anzumahnen. Sie versuchten, Gottes Feindesliebe auszuleben: Segnet, die euch fluchen! In dieser Funktion waren sie auch unsere Bischöfe. Nach der Wende wurden diese Lastträger verdächtigt. Vielleicht gibt es ein neurotisches Bedürfnis, Bischöfe auf den Knien zu sehen. Doch ich denke heute noch im Zeichen der Dankbarkeit an ihren Dienst.

Zurückgeworfen auf das Elementare

Befragt, welches Vermächtnis die AGCK meines Erachtens in die wieder-vereinigte ACK einbringt, habe ich mich gesträubt. Jedenfalls kann ich dazu nichts hervorsprudeln. Einige Stichworte, die sich zunächst anboten, lösten sich für mich mangels Kompetenz wieder auf. Schließlich behauptet sich aber *ein* Punkt, der aller Annahme wert und darum auch aller Rede wert ist. In dieser Hinsicht war die AGCK in der Tat zukunftsfruchtig und der ACK voraus. In diesem Punkt kam die Wende auch zunächst als Rückschlag über uns. Doch er ist nicht verloren, er wird sich auch gesamtdeutsch in Erinnerung bringen. Gegenwart kann eben auf die Dauer gegen Zukunft nichts machen.

Ich setze bei einer Tagung in Herrnhut ein. Am Abend gab es eine Stunde mit der Gemeinde, bei der drei aus unserer Mitte darzulegen hatten, warum ihre Kirche zur AGCK gehöre. Ein Sprecher der Landeskirchen lenkte den Blick erst einmal auf die Größenverhältnisse. Die kleinste Landeskirche zähle mehr Mitglieder als alle Freikirchen zusammen. Ich verstehe. Natürlich braucht der Elefant keine Arbeitsgemeinschaft mit der Maus. Umgekehrt leuchtet die Notwendigkeit schon ein, z.B. wenn die Maus einen großen Balken fortbekommen will. Als Beispiel dafür mag die Rolle der Landeskirchen in der politischen Konfrontation gelten, die ich gerade würdigte.

Schließlich aber ist das Pärchen Elefant und Maus besser in das Reich der Fabel zu verweisen. Weltweit gesehen kann das Bild nur verwundern. Es hatte schon in der DDR keinen Platz. Was uns zum Zusammenrücken nötigte, war eben nicht nur der gleiche staatliche Druck, sondern auch das spürbare Kleinwerden der Kirchen als interner Vorgang. Wohl gab es hier und da wachsende Ortsgemeinden oder Gruppen, aber es gab keine wachsenden Kirchen. Die Landeskirchen mit ihrem Anspruch auf die ganze Bevölkerung hatten längst über ihre Verhältnisse gelebt. Lautlos ging ihnen das Volk aus. In den Städten sank die Zahl ihrer nominellen Glieder auf unter 10 Prozent, die Zahl ihrer praktizierenden Glieder noch weit darunter.

Die Freikirchen erlebten, daß sie gar nicht so frei, so biblisch, so strahlend urchristlich sind, wie sie es nach ihrem Selbstverständnis sein müßten. Konnten sie wirklich ein Modell für heutiges missionarisches Wirken abgeben? Der Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden in der DDR ist z. B. seit 1950 unaufhaltsam geschrumpft, fast halbiert worden. Freilich geschah das weniger durch Austritte als durch Abwanderung in den Westen und die Schwächung der Zurückbleibenden durch diesen Verlust an rüstigen und unternehmungsfreudigen Menschen. Es ging das furchtbare Wort um, „DDR“ bedeute: „Der dämliche Rest“.

Dieser Minorisierungsprozeß auf beiden Seiten führte in Trauer und Mutlosigkeit, vor allem ins gemeinsame Fragen. Jeder sah sich in seiner Weise in die Beugung geführt. Und Gebeugte haben es leichter als ungebrochen Erfolgreiche mit ihrer wunderbaren Statistik, ihren überfließenden Mitteln und einem gesicherten Platz in der Öffentlichkeit. In beiderseitiger Kleinheit begegnete man sich neu. Es kam zum Sprechen und Zuhören, zum schlichten Geben und Nehmen. Das machte das Zusammensein wertvoll.

Vereinigt

Wenn ich in der Begegnung mit Brüdern aus Westdeutschland die geistige und geistliche Lage im Osten umriß, hieß es gelassen: Das ist bei uns im Grunde genauso! Vielleicht habe ich mich mit den falschen Leuten unterhalten, aber auch dort rief niemand mehr zu einer kirchlichen Wiederaufforstung auf. Offenbar müssen wir alle das tausend Jahre alte Grundgefühl: „Wir sind hier ja alle Christen“ abbauen. Wir haben zu lernen, uns in einem notorisch nichtchristlichen Raum zu äußern. Das Netz kirchlichen Brauchtums in unserer Gesellschaft hängt nur noch in Fetzen umher. Wenn es noch in einer Sonntagsrede heißt, wir seien doch eine christliche Wertegemeinschaft, antwortet die Menge mit Schweigen. Wer schweigt, scheint zuzugeben? Man kann auch schweigen, weil man gähnt. Das Christentum gilt als „abgeessen“. Diejenigen, denen Mitte und Norm des Christlichen noch etwas sagt, bilden in weiten Landstrichen von Ort zu Ort nur noch eine Handvoll und erfahren sich keinesfalls als gesellschaftspolitische Kraft.

Solche Glieder aus den unterschiedlichen Kirchen, die mit Ernst und darum mit Freuden Christ sein wollen, standen sich objektiv noch nie so nahe wie heute. Ihre Bibel ist *eine*, ihr Herr ist *einer*, ihre Aufgabe ist *eine*, ihre Hoffnung ist *eine*. So einfach ist das jetzt. Allerdings ist auch eine „zusehends steigende Flut ökumenischen Desinteresses“ zu registrieren, wie ich bei einem Mitarbeiter einer ökumenischen Institution lese. „Die Kirchen

sind weitgehend mit sich selbst beschäftigt.“ Daß man sich der eigenen Tradition zuwendet, muß nicht negativ sein. Vielleicht muß es zwischendurch Phasen der Besinnung auf die eigene Identität geben. Aber es darf dabei nicht zur gegenseitigen Aufrüstung kommen. Wenn wir eine Sache verträten, die nur von Polemik lebt, wäre sie sowieso fragwürdig.

Zusammenfassung: Der Ruf der Montagsdemonstrationen auf Leipzigs Straßen „Wir sind das Volk!“ war im Kern Beitritt zur Demokratie. Der Ruf „Wir sind *ein* Volk!“ signalisierte den Beitritt zur Bundesrepublik Deutschland. Doch ein Beitritt zum Christentum fand nicht statt. Dafür fehlte im Osten die Nachfrage und im Westen das Angebot. Im Osten wurde zwar der Dienst der Kirche als Schutzraum für die Bürgerrechtsbewegung wie auch die Mitwirkung von Pfarrern und bekennenden Christen an den Runden Tischen anerkannt, im übrigen empfand und empfindet man keinen Bedarf an Christentum. Im Westen fehlte dafür auch das Angebot, wie die nachfolgenden Erfahrungen mit der real existierenden Bundesrepublik bestätigen. Auch in dieser Hinsicht wächst nun etwas zusammen, was zusammengehört: „Da ist keiner, der nach Gott fragt“ (Röm 3,11). In dieses Szenario ist unsere Gemeinschaft christlicher Kirchen hineingestellt. Es ist zu erwarten, daß unter uns Fragen laut werden, vorlaut werden, wie es die AGCK in manchen offenen Stunden schon erfuhr. Sicher haben wir die notwendige Dichte unserer Bemühungen nicht erreicht. In der letzten Zeit und dann während der Wende drängten sich die Dinge. Schnelle Reaktionen wurden nötig. Sie beförderten auch unsere Vergeßlichkeit für das einmal Erkannte. Um so mehr gilt: „Vergiß nicht, was er dir Gutes getan hat!“